

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Balian Buschbaum
Blaue Augen bleiben blau



Preis €(D) 8,99 | €(A) 9,30 | SFR 14,50

ISBN: 978-3-596-18558-0

Sachbuch, 256 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

1. Kapitel

Die Unsterblichkeit der Maikäfer

Alles verstehen, heißt alles verzeihen.
Madame De Staël

Der Lichtschein eines vorbeifahrenden Autos gleitet über die Wände und die Decke des Zimmers, aber die Frau im Bett hat die Augen fest geschlossen. Sie schläft, die grau-weiß gestreifte Bettdecke akkurat über die flache Brust gespannt, die Arme rechts und links eng am Körper ausgestreckt.

»Oma geht es sehr schlecht«, der Anruf meiner Mutter hat mich in den frühen Morgenstunden erreicht. Ein paar Stunden später verbringe ich die Nacht bei ihr. Meine Oma leidet seit Jahren an Osteoporose und ist demenzkrank, ihr Gesundheitszustand hatte sich in den letzten Wochen verschlechtert, vor ein paar Tagen erlitt sie einen Schlaganfall.

Trotz der Sorge um sie tut mir die Zeit hier im Krankenhaus gut. Ich bin meist nachts da; wenn sie aufwacht, halte ich ihre Hand, streichele ihr über den Kopf, lächele ihr zu. Wenn sie schläft, schalte ich meinen Laptop ein. Die Ruhe hier hilft mir beim Schreiben, beim Gedankenordnen und Begreifen, was im letzten Jahr alles passiert ist. Mein neues Leben, mein altes Leben. Ich genieße dabei ihre Nähe, so wie ich sie immer genossen habe. Sie hat jederzeit gewusst, was ich gerade brauche, oft schon bevor es mir klarwurde, ohne dass ich es einfordern musste, hat sie es gegeben. Auch jetzt.

Zerbrechlich liegt ihre Hand in meiner. Selbst im matt-

gelben Licht der Nachtbeleuchtung kann ich noch die hellblauen Adern erkennen, die durch ihre pergamentdünne Haut schimmern.

»Omili, wo sind deine Lebensgeister hin?«, frage ich, als sie kraftlos ihre Augen öffnet.

Mit einer leichten Kopfbewegung blickt sie nach oben. »Da oben«, will sie mir sagen, doch ihre Stimme versagt. Ich verstehe sie auch ohne Worte. Wie sie das früher auch getan hat bei mir, dem stillen in sich gekehrten Kind. Wenn ich in Gedanken versunken vor mich hinträumte, flüsterte mir meine Oma zu: »Du denkst wohl gerade über die Unsterblichkeit der Maikäfer nach.«

Ich war ein pflegeleichtes Kind, sprach wenig und dachte viel. Ich hatte eine schöne Kindheit, bis auf einen gravierenden Punkt: Ich steckte im falschen Körper. Natürlich konnte ich mein Sein nicht in Worte fassen, geschweige denn einen passenden Namen dafür finden. Bereits mit sieben Jahren wusste ich, dass ich nicht auf die Mädchentoilette gehöre. Ich stand die halbe Zeit meines jungen Lebens vor den Toilettentüren und beobachtete, wer hineinging und wer wieder hinauskam. War die Männertoilette wenig besucht oder gar leer, huschte ich schnell hinein und erleichtert wieder hinaus. Ein Kind muss in diesem Alter wissen, auf welche Toilette es gehen soll. Ich wusste es, war aber damit nicht einverstanden.

Die Schablone des biologischen Geschlechts scheint mächtiger zu sein als die des sozialen Geschlechts. So war mir nicht nur bewusst, dass ich nicht auf die Mädchentoilette gehörte, sondern auch, dass sich Puppenspiel und rosa Schleifchen dahinter verbargen. Ich aber erfüllte ganz das Klischee eines Jungen: von der jugendlichen Fußballbegeisterung über das Desinteresse für Puppen zu den Vorlieben für schnelle Autos, Motorräder und alles, was mit Technik zu tun hat. So beschloss ich schon sehr früh, nicht so sein zu wollen wie all

die für mich gleich aussehenden und gleich denkenden Menschen.

Es war eine einsame Entscheidung, denn ich hatte viele Jahre das Gefühl, dass mich keine einzige Seele auf dieser Welt in meiner Ganzheit versteht. Aber nie hätte ich mich verbiegen wollen, nur um einer Rolle gerecht zu werden. Ich wählte meine Einsamkeit selbst und empfand sie auch nicht als besonders schmerzlich, denn ich war eingebettet in einen Kokon aus Zuneigung, Geborgenheit und Humor, den meine Mutter und vor allem meine Oma um mich herum spannen. Ich habe viel Liebe erfahren, vielleicht auch aufgrund der Tatsache, dass ich mich selbst nicht genug liebte.

Mein leiblicher Vater verließ meine Mutter, als ich ein Jahr alt war. Ihr späterer Lebenspartner wurde meine wichtigste männliche Bezugsperson während meiner Kindheit; in ihm sehe ich meinen Vater. Da meine Eltern geschäftlich viel unterwegs waren, hatten sie für mich und meine sieben Jahre jüngere Schwester wenig Zeit. Nahezu zwei Jahre, von der zweiten bis zu vierten Klasse, lebte ich bei meiner Oma. Ich habe irgendwo gelesen, dass schon eine sichere Bindung zu einem einzigen Menschen genügt, damit ein Kind eine ausreichend stabile Seele entwickelt, der auch schwierige Lebenssituationen keinen größeren Schaden zufügen können. Ich hatte diesen Menschen in meiner Oma gefunden. Zwar war die Beziehung zu meiner Mutter auch sehr herzlich und liebevoll, doch blieb sie mehr an der Oberfläche. Zu meiner Mutter gehe ich auch heute noch gerne, um eine heiße Schokolade zu trinken und über Gott und die Welt, übers Essen und das Wetter zu reden. Bei meiner Oma dagegen fand ich Geborgenheit und tiefes, wortloses Verständnis. Fotos von damals zeigen mich und meine Oma, eine lebenslustige, humorvolle Frau, mit großem Herzen und bunten Kleidern. Daneben erkennt man einen etwas schüchternen, blonden Fratz. Meine Oma rief mich nie bei meinem Geburtsnamen, sie sagte »mein En-

gelchen« oder »meine Wonne« zu mir. Sehr zu meinem Wohlgefallen, denn ich hatte schon früh eine Abneigung gegenüber meinem Mädchennamen entwickelt und kleidete mich wie ein Junge. Einen Rock anziehen zu müssen, wäre für mich die größte Strafe gewesen.

Ich machte es meiner Mutter aber auch nicht leicht, eine tiefere Beziehung zu mir aufzubauen, denn ich hatte mich schon sehr früh zurückgezogen, alles mit mir selbst abgemacht. Später hat meine Mutter einmal gesagt, dass sie mich sehr gerne viele Dinge gefragt hätte, sich aber damals einfach nicht getraut habe, weil ich schon so entschlossen auf meinem eigenen Weg gewesen sei. Sie und meine Oma nahmen wahr, dass ich anders war als die anderen Kinder, aber sie konnten mein Anderssein nicht einordnen. Sie hielten es auch nicht für besonders schlimm. Ich war so, wie ich war, und das war gut so. Sie haben nie versucht, mich irgendwie zu verändern. Vielleicht auch, weil sie meinen kleinen Dickkopf fürchteten und wussten, dass ich ein unersättlicher Draufgänger war.

Nach jedem Stillen soll ich schweißgebadet und aufgebracht gewesen sein, wenn ich die mütterliche Brust nicht leeren oder meinen Hunger nach mehr nicht stillen konnte. Ich verschlang die Muttermilch, als könne ich alles Wissen und all die Liebe in mich aufsaugen. Ein Foto und seine Geschichte, die mir später immer wieder erzählt wurde, knüpfen an meine frühesten Kindheitserinnerungen an.

Ich hatte gerade laufen gelernt, trug noch Windeln und spielte mit einem Würfel, der verschiedene Öffnungen hatte, für die es jeweils eine entsprechende Form gab, die hineinpasste. Ich versuchte immer wieder, das runde Förmchen in die dreieckige Öffnung zu stecken und konnte auch nicht davon abgebracht werden, als ich die passende Öffnung dafür gefunden hatte und das runde Förmchen mit einem leisen Klack in den Würfel fiel. Ich holte es wieder heraus und versuchte es

erneut mit der dreieckigen Öffnung. Ich dachte um Ecken. Einiges fiel mir leicht, wo andere sich schwertaten. Andere Dinge erschienen mir äußerst kompliziert, wo die Lösung doch so nahe lag. Alles sollte ineinanderfließen, ich akzeptierte keine vorgegebenen Gesetze und Grenzen.

Auch nicht bei der Belastbarkeit meiner Schuhe, die ich paarweise ruinierte, weil ich sie als Bremsklötze einsetzte, wenn ich mich mit meinem Bobby Car den Hang hinunterstürzte. Geduldig hörte ich den Ratschlägen und Ermahnungen der Erwachsenen zu, aber selten verließ ich mich auf die Erfahrungen anderer; ich wollte allen Dingen selbst auf den Grund gehen, egal, wie viel Ärger und Schmerzen es mich kostete.

Einige Jahre später ersetzte ich das Rutschauto durch einen echten Gabelstapler. Meine Eltern hatten mich zu einem Geschäftstermin in eine große Lagerhalle mitgenommen, worin sich auch ein solches Gefährt befand, das sofort meine Aufmerksamkeit fesselte. In einem unbeobachteten Moment bestieg ich den Gabelstapler und drehte den Schlüssel im Zündschloss. Augenblicklich fühlte ich mich wie ein Rennfahrer. Eine Fläche so groß wie ein halbes Fußballfeld ohne Hindernisse, ohne Kurven breitete sich vor mir aus. Die Wände waren meine Gegner. Ich wollte ihnen mit meinen langen Gabeln Angst einjagen, indem ich, so schnell es der Motor hergab und so riskant wie ich es mir zutraute, auf sie losraste. Sie wichen natürlich nicht aus, und so kratzte ich oftmals erst im letzten Augenblick die Kurve. Eine ganze Weile ging alles gut und machte höllisch Spaß. Mein Mut und meine Risikobereitschaft stiegen. Das große Ladetor sollte mein nächster Herausforderer sein. Ich steuerte von links außen auf das Tor zu, lenkte kurz vor einem Zusammenprall rechts ein, übersah jedoch eine Regenwasserpfütze und schlitterte mit voller Wucht in das Tor hinein. Die ganze Angelegenheit wurde für meine Eltern sehr unangenehm und teuer, bestraft wurde ich

allerdings nicht. Eine Strafe hätte mir aber auch weitaus weniger ausgemacht als die Scham, die ich darüber empfand, etwas Kampfscheidendes übersehen zu haben.

Damit meine Vorliebe für schnelle Autos in gelenkten Bahnen verlief, bekam ich zu meinem elften Geburtstag ein Gokart geschenkt. Jeden Sonntagmorgen, wenn alle noch schliefen, denn offiziell durfte ich mit diesem Gokart nur auf Kartbahnen fahren, schlich ich mich früh in unsere Garage, zog an der Schnur meines motorisierten Lieblingsspielzeugs und weckte damit meine Eltern und die ganze Nachbarschaft auf. Dann rauschte ich auf asphaltierten Straßen durch die angrenzenden Felder und Wälder. Eine Nachbarin, die am Feldrand wohnte, hatte mich dabei immer fest im Blick, weil sie in mir eine Bedrohung für ihren gepflegten Vorgarten sah. Sie war Rentnerin, lebte allein, und ich dachte mir, dass sie insgeheim froh war über das bisschen Aufregung, die ich ihr bot. Eines Sonntags, als ich weit genug hinausgefahren war, gab ich richtig Gas, um meine Kurventechnik zu trainieren. Ich freute mich über die gute Bodenhaftung und drehte immer weiter auf. Plötzlich brach das Heck meines Gokarts in einer Linkskurve aus. Ich drehte mich orientierungslos um 360 Grad und landete durchgeschüttelt im Graben. Zuerst war ich verdutzt, dachte aber im Traum nicht daran, mein Training zu beenden. Im Gegenteil: Ich stellte mir die Aufgabe, mich kontrolliert um die gesamte Achse drehen zu können. Nach einer Stunde, mit Blasen an den Händen und Muskelkater in Nacken- und Bauchbereich, hatte ich begriffen, wie ich mein Fahrzeug auch in brenzlichen Situationen unter Kontrolle halten konnte. Ich fuhr wieder langsam in das Dorf hinein und sah schon von weitem die Nachbarin mit einem Tuch am Fenster winken. Sie war meine Ziellinie. Ich hielt an, setzte den Helm ab und wollte freudig ihr Lob entgegennehmen. »Mein Gott, war das vorhin knapp, wie kannst du so was machen? Ich war kurz davor, deine Eltern zu holen.« Ich war irritiert. »Aber haben Sie denn

nicht gesehen, dass ich danach versuchte zu verstehen, warum mir das passiert ist?« Doch die Frau interessierten meine Fortschritte nicht, sie redete weiter auf mich ein, und irgendwann interessierte mich ihre wenig risikobereite Einstellung auch nicht mehr. Kurventechnisch gestärkt und um eine Lebenserfahrung reicher, fuhr ich zurück in die Garage und frühstückte mit meiner Oma.

Dass ich mich wie ein Junge benahm und auch so aussah, hat die anderen Kinder nicht gestört. Nie wurde ich gehänselt oder ungerecht behandelt. Im Gegenteil, mein starkes Auftreten brachte mir Respekt ein. In den Augen der anderen Jungs war ich ihresgleichen. Ich kann mich an viele Situationen in meinem Leben erinnern, in denen mich die Menschen so gesehen haben, wie ich auch gesehen werden wollte. Es sind Signale, die ich bereits als Kind ausgesendet habe. Es sind Frequenzen aus den Tiefen meiner Seele, die ich nicht beeinflussen konnte, weil sie real waren. Ich muss ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein, als wir in einem Autohaus auf der Suche nach einem neuen Wagen für meine Oma waren. Gemeinsam mit meiner Mutter und meinem Onkel ließ sich meine Oma von einem Verkäufer über die einzelnen Modelle informieren, während ich den Verkaufsraum inspizierte. Die Malstifte in der Spielecke interessierten mich wenig, Malen war mir zu eindimensional. Ich versteckte mich lieber in einem Krabbelschlauch. Sanftes Licht vom Ende des Tunnels drang zu mir durch. Ich hielt mir die Hand ein paar Zentimeter vor die Augen, kniff diese zusammen und spielte mit dem faszinierenden Licht, das durch meine Finger streute. Ich fühlte mich wohl, versank in meiner Gedankenwelt und blieb so liegen, bis ich in der Ferne eine bekannte Stimme hörte und sie ein paar Sekunden später meiner Mutter zuordnete, die meinen Namen rief. Sie machte sich Sorgen, dass ich zwischen all diesen blinkenden Luxus-Karosserien etwas anstellen könnte. Das Rufen hatte auch eine

Putzfrau gehört, die gerade im hinteren Teil des Ladens wischte. Sie konnte den Mädchennamen aber nicht diesem wilden Bengel zuordnen, der sie fast umgerannt hatte, und verstand einen ähnlich klingenden Jungennamen. »Ihr Kind heißt Egon?«, fragte sie verdutzt meine Mutter. »Ich finde der Name passt nicht zu Ihrem Sohn!« Die Frau sah mich eindeutig als Jungen an und fühlte sich durch meine Körpersprache und mein Aussehen darin bestätigt. Meine Mutter aber klärte – sehr zu meinem Leidwesen – die Situation sofort auf. Ich war empört. Zum einen wegen der Tatsache, dass ich Egon heißen sollte. Egon war für mich ein Name für einen Weberknecht oder für ein altes zerrupftes Stofftier, das in früheren Jahren mal ein Braunbär gewesen war. Zum anderen wollte ich, dass meine Mutter die Tatsache, dass die Menschen mich für einen Jungen hielten, einfach so stehenlässt und sich nicht mit dem Satz rechtfertigt: »An ihr ist ein Junge verlorengegangen.«

Ich wollte, dass die Menschen mich als Jungen sehen und nicht als Mädchen, dass sich wie ein Junge benimmt. Ich konnte dieses Verlangen als Kind aber weder formulieren noch umsetzen, und so vergrub ich mich in meiner Seele, baute mir meine eigne Welt auf und perfektionierte sie. Ich fühlte eine Dunkelheit, konnte sie aber nicht fassen, geschweige denn Worte dafür finden. Ich hatte nur meine Augen und mein Herz, die mir nach und nach den Weg aufzeigten.

Ein kleiner Mensch, der keine ausgeprägte Phantasie in sich trägt oder diese aufgrund seiner Lebenssituation nicht aufbauen kann, würde an der Tatsache, im falschen Körper geboren worden zu sein, zugrunde gehen. Wenn mich die Dunkelheit einholte, konnte ich abtauchen in meine eigene Welt. Und das auch in ganz wörtlichem Sinne. Wir waren in Frankreich am Strand. Ich war ein kleiner Möchtegern-Surfer mit Hawaii-hose und braungebrannter Haut. Meine Ärmchen waren sehr dünn, das Haar wild und meine Lieblingshose hatte ich einen Tick zu weit nach oben gezogen. Ich schaute aufs Meer hinaus,

sah, wie die Menschen Spaß im Wasser hatten, und entschied, dass es Zeit war, schwimmen zu lernen. Wenn ich tauchen und schwimmen konnte, dachte ich mir, könnte ich jederzeit entscheiden, wo ich mich aufhalten will: in der lauten, bekannten Welt ober- oder der stillen, anderen Welt unterhalb des Wasserspiegels. In den folgenden Stunden ging ich unzählige Male unter, schluckte Unmengen Salzwasser und beschimpfte die Wellen und ihren Sog. Aber ich kämpfte weiter, und am Abend dieses Strandtages präsentierte ich stolz meinen Eltern meine Schwimmkünste. Ab diesem Tag verbrachte ich viel Zeit in der »Unterwelt«, ich fühlte mich dort wohl, weil ich dann ganz bei mir sein konnte. Ich war jener Steppenwolf, der sein Fell reinigte und erkannte, dass alles, was ist, auch in ihm ist.

Der dunkle Makel in mir machte mich aufmerksam, schulte meine Sensibilität, brachte mir Zurückhaltung bei, versetzte mich jahrelang in die Position des genauen Beobachters und ließ mich alles bemerken, was für das Überleben wichtig war. Menschen und deren Verhalten zu beobachten wurde zu meiner Passion. Ich lernte auch eine Menge durch genaues Hinhören, schnappte Weisheiten und Erkenntnisse auf, die mir für meine Zukunft hilfreich waren. Auch aus den Fehlern der anderen konnte ich viel für mich ziehen und bin ihnen bis heute dankbar für diese Lektionen. Im Laufe meiner Kindheit und Jugend beobachtete ich einige Verhaltensweisen an Erwachsenen, die mich so sehr faszinierten, dass ich sie sofort verinnerlichte.

Als Kind mit meinen Eltern essen zu gehen, war immer eine Qual für mich. Die Themen, über die sie sich unterhielten und denen ich am Tisch ruhig sitzend zuhören musste, langweilten mich. Ich streifte umher und war dankbar für jede unsinnige Ablenkung und jede sinnbringende Einleuchtung. War ein Flipper oder ein Glücksspielautomat im Lokal, gehörten sie nach dem halben Teller Nudeln mir. Eines Abends in einem

etwas besseren Restaurant fesselte ein Pärchen am Nebentisch meine ganze Aufmerksamkeit. Der feine, etwas ältere Herr sprach sehr bedacht und mit ruhiger Stimme zu seiner jüngeren, schönen Begleitung. Seine Augen funkelten, und die junge Frau verzauberte auch mich durch ihre Körperhaltung, ihre Ausstrahlung und ihr Lachen. Ich hörte, wie sie etwas von Kindern und den Werten sprach, die sie ihnen mit auf den Lebensweg geben wolle. »Eine Serviette zerknüllt man nicht«, konnte ich einen Gesprächsfetzen des Mannes aufschnappen. Nachdem sie ihr Essen beendet und die Rechnung beglichen hatten, half er ihr in den Mantel, nahm sie ohne Hast, weder zu forsch noch zu sanft, an der Taille, öffnete ihr die Tür und verschwand aus meinem Leben. Seine ruhige und selbstverständliche Art aber blieb mir bis heute in Erinnerung. So bemüht ich allerdings im Folgenden auch war, mir gute Tischmanieren anzueignen, so schwer fiel es mir, diesem selbst gesetzten Ziel gerecht zu werden. Ich war und bin auch heute immer noch zu ungeduldig. Mein Brot schmiere ich grundsätzlich nicht ganz zu Ende, bevor ich den ersten Bissen nehme. Während ich noch kaue, belege ich schon das restliche Brot mit etwas anderem. Ich habe immer das Gefühl, nicht schnell genug voranzukommen. Ich denke schon viele Schritte voraus, bevor ich den ersten überhaupt beendet habe, und wundere mich dann, warum mir das Nutellabrötchen nicht schmeckt, da liegt ja auch noch Putenbrust drauf.

Meine Lehrer konnten mich mit ihrem Unterricht auch nur phasenweise fesseln. Da ich aber zu den Besseren gehören wollte, zog ich immer dann die Notbremse, und wurde zum saisonalen Arbeitstier, wenn meine schulischen Leistungen drohten, ganz in den Keller abzurutschen. In einem Fach allerdings kannte mein Ehrgeiz keine Grenzen: In Sport hätte ich nichts anderes akzeptiert als eine Eins, die sich auch regelmäßig auf meinen Zeugnissen als beste Note wiederfand. In der Klasse selbst gehörte ich zu den Jungen. Ich spielte Fußball

und buhlte um die Zuneigung der Mädchen. Und das zeigte Wirkung.

Die Liebe hat sich in mir ausgebreitet wie ein Virus in der Hitze der Nacht. Schon sehr früh fühlte ich mich zum weiblichen Geschlecht hingezogen. Frauen und Mädchen faszinierten mich. Ihr Duft, ihre Bewegungen, ihr zierlicher Körper, ihre ganze Ausstrahlung zogen mich in Bann. Dabei wollte ich nie ihresgleichen sein oder sie als Frau lieben. Ich wollte von ihnen immer als stark wahrgenommen werden und der Beschützer für sie sein. Als ich acht Jahre alt war, musste ich unserem reizenden Kindermädchen unbedingt zeigen, wie viele Liegestütze ich hintereinander schaffte. Erschöpft brach ich nach dem zehnten zusammen. Das Kindermädchen zeigte sich wenig beeindruckt und wischte erst einmal das »Bäuerchen« meiner Schwester, das während meines Kraftaktes auf ihrer Schulter gelandet war, weg. Doch ich wollte imponieren, wollte an Fasching entweder Cowboy oder Ritter sein. Indianerinnen und Prinzessinnen zu beschützen, das war meine Bestimmung.

In der dritten Klasse warf mir unsere Klassensprecherin sehnsüchtige Blicke zu: »Wenn du doch ein Junge wärst«, flüsterte sie mir verstohlen zu. Ich war vollkommen überfordert. Was hätte ich ihr denn sagen sollen: »Mensch Mädels, mach die Augen zu und spüre, was ich tatsächlich bin.« Die anderen Kinder verstanden wohl intuitiv, dass ich mich in einer Grauzone bewegte und weder den Mädchen noch den Jungen zuzuordnen war, und nannten mich »MacGyver-Baby«. Dieser Held der damals sehr beliebten Serie machte aus jeder noch so hoffnungslosen Situation das Beste. Er war ein Tüftler und half anderen aus schwierigen Lagen und Problemen heraus. Der Name gefiel mir. Auch ich musste aus meiner Situation das Beste herausholen, um keinen inneren Schaden davonzutragen oder gar an meiner Lage zu verzweifeln.

Immer wieder musste ich mir beweisen, dass ich dieser Figur und den damit verbundenen Erwartungen gerecht wurde. Eines Morgens kam ein Neuer in unsere Klasse. Er war flink, gut aussehend und ziemlich schlau. Hätte er nicht diesen merkwürdigen Topfhaarschnitt besessen, wären ihm alle Mädels augenblicklich verfallen. In mir dagegen stieg sofort heißer Ehrgeiz auf, mich an ihm zu messen. In der nächsten Sportstunde bot sich mir die Gelegenheit dazu. Wir spielten ein Reaktionsstartspiel. Alle legten sich auf den Boden, mal mit dem Gesicht zur Wand, mal im Schneidersitz und einen Elefantenrüssel zeigend, und warteten auf den Pfiff des Sportlehrers, um zu ihm zu sprinten. Der Letzte, der ins Ziel kam, flog raus. Nach und nach wurde es um uns herum immer lichter. Irgendwann waren nur noch der Neue und ich im Rennen. Wir lagen mit dem Kopf zur Wand, unsere Hände mussten wir unter unseren Körpern in einer Art Liegestütz platzieren. Ein Pfiff ging durch die Halle. Wir stürmten Kopf an Kopf los. Die Menge brüllte: »MacGyver-Baby, MacGyver-Baby.« Ich rann-te, was das Zeug hielt, und trug ganz knapp den Sieg und die Bewunderung der Mädchen davon. Doch ich kostete meinen Triumph nicht aus. Den Wettkampf wollte ich gewinnen, aber sobald ich das erreicht hatte, verspürte ich keine Genugtuung gegenüber meinem Gegner. Der Neue hatte sich gut geschlagen, und wir waren fortan ein unschlagbares Team und buhlten gemeinsam um die Herzen der Mädchen.

Ein paar Jahre später hatte ich ein Erlebnis, das meine Auffassung von sportlichen Wettkämpfen nachhaltig prägen sollte. Ich war damals Mitglied in einem Karateverein, und wir absolvierten das übliche Programm: Aufwärmen, ein paar Trittübungen und zwei Durchgänge der Schlagtechniken, die ich bei der nächsten Prüfung zeigen musste. Danach hieß es »auf Punkte kämpfen«. Für Erwachsene mag dieser Trainingspart ein kontrolliertes Spiel sein, für uns Kinder war es bitterer

Ernst. Mir wurde ein zwei Jahre älterer Junge zugeteilt, der ein paar Gurte Vorsprung hatte und einen ganzen Kopf größer als ich war. Seine blonden Haare, seine blauen Augen umrahmt von hellblonden Brauen und Wimpern verliehen ihm etwas Albinomäßiges, das mir Angst einflößte. Ich spürte, wie er sich seiner Überlegenheit sicher war und mich schon am Boden liegen sah, das wandelte meine Angst in bedachte Wut. Als er mir gönnerhaft-abschätzig zulächelte, stieg Siegeswillen in mir auf. In den ersten Sekunden, als wir uns gegenüberstanden, wartete ich ab, beobachtete jede einzelne Zuckung von ihm. Trotz seiner Größe war er sehr schnell und wendig, seine Bewegungen aber waren nicht sanft und fließend, sondern leicht unkontrolliert und nicht präzise genug. Immer wieder versuchte er mich zu fassen und am Gürtel zu packen. Doch ich wich ihm geschickt aus. Als sein Plan, mich sofort auf den Boden zu werfen, nicht gleich aufging, war er deutlich irritiert, und seine Bewegungen verlangsamten sich. Er lauerte, schaute mir aggressiv in die Augen und änderte seine Angriffsmethode, indem er mit seiner Masse einfach gegen mich laufen und mich so zu Boden bekommen wollte. Gedanklich ging ich die Filme meines Kung-Fu-Helden Bruce Lee durch. Er war ein wohlbedachter Kämpfer, der immer den richtigen Zeitpunkt abwartete. Also ließ ich noch ein paar Angriffe an mir vorbeigehen, wehrte einen Fußtritt mit meinem Unterarm ab und wich seinem Faustschlag aus. »Float like a butterfly, sting like a bee« (Schwebe wie ein Schmetterling, stich wie eine Biene). Der Kampfspruch des größten Boxers aller Zeiten, Mohamed Ali, über den ich zu dieser Zeit schon viel gelesen hatte, kam mir in dem Moment in den Sinn, als ich einen Anflug von Müdigkeit in den Augen meines Gegners entdeckte. Ich ergriff die Chance. Ohne zu zwinkern ging ich auf den Jungen zu, teilte den ersten Schlag in seine Magengegend aus und verpasste seinem Brustkorb einen kurzen schnellen Hieb mit meinem Unterarm. Der Junge ging zu Boden. Ich kniete mich blitz-

schnell neben ihn und schloss ihn unentrinnbar im Schwitzkasten ein.

Er verlor den Kampf, und für alle anderen, die uns beobachtet hatten, war ich der Champ. Doch als ich sah, wie der Junge weinte, schämte ich mich für diesen Sieg. Ich hatte jemandem, den ich nicht kannte, der mir nichts getan hatte, aus Wut Schmerzen zugefügt. Meine Hände zitterten, und bis tief in die Nacht hinein blieb ich wach und machte mir Vorwürfe. Am nächsten Morgen war der Reiz dieser Sportart verflogen, und ich sagte meinen Eltern, dass ich aus dem Verein austreten wolle, weil ich diese Art der Selbstverteidigung nicht mehr benötige. Ab diesem Zeitpunkt habe ich mir geschworen, meine zukünftigen Auseinandersetzungen nur noch verbal auszutragen. Für mich war es ein erniedrigendes Gefühl, aus einer grundlosen persönlichen Abneigung heraus jemandem Schmerzen zugefügt zu haben. Ich kehrte dem Kampfsport den Rücken und lernte, mich auf andere Weise zu messen und zu verteidigen. Auch bei meinen späteren Wettkämpfen und Siegen war für mich allein meine persönliche Leistung entscheidend, mit mir trug ich meine Kämpfe aus, ich trieb mich voran, verzweifelte an mir, fühlte mich groß oder vernichtend geschlagen; nie zog ich aus den Niederlagen der anderen Genugtuung oder gar Freude.

Ein anderes Erlebnis während meiner ersten Schuljahre sollte auch sehr lehrreich für mein weiteres Leben sein. Nach dem Unterricht zog ich ab und an mit meinen Fußballkumpels durch die Straßen auf der Suche nach reizvoller Ablenkung. Eine leere weggeworfene Dose Schnupftabak diente uns einmal als Kickobjekt. Nachdem wir sie uns eine Weile hin- und hergespielt hatten, verließ ich meine Spielgefährten. Der Schnupftabak hatte mein Interesse geweckt, und ich wollte wissen, was es mit diesem merkwürdigen Kraut, das sich die Erwachsenen auf seltsame Weise durch die Nasenlöcher zogen, auf sich hat.

Also kaufte ich mir eine Dose davon und zog es neugierig meine kleinen Nasenlöcher hoch. Augenblicklich wurde mir speiübel, alles drehte sich, ich hatte fürchterliche Kopfschmerzen und mein ganzer Körper wurde von einem kalten Kribbeln durchzogen. Voller Angst, die Wirkung des Krautes unterschätzt zu haben, rannte ich zu meiner Oma. Ich war ihr Heiligtum und versprach mir Linderung meiner Qualen von ihr. Als meine Oma mich in ihre Arme nahm, hatte sich meine Gesichtsfarbe schon ihrer grünen Schürze angepasst. Nur die Blümchen auf meinen fahlen Wangen fehlten. Innerlich aber drehten sie sich in meinem Kopf. Omili erkannte meinen Zustand als bedrohlich und alarmierte sofort den Notarzt. Mit Blaulicht und quietschenden Reifen wurde ich ins benachbarte Krankenhaus gefahren. Auf der Fahrt wünschte ich mir insgeheim ein noch rasanteres Tempo – dafür hätte ich sogar eine noch höhere Dosis Schnupftabak in mich aufgezogen. In der Notaufnahme angekommen, war mein Blutdruck im Keller, und die Ärzte wollten mir den Magen auspumpen. Das hörte sich für mich schlimmer an als alles Kribbeln und tanzende Blümchen, und ich versicherte mit all der mir noch zur Verfügung stehenden Überzeugungskraft, dass es mir schon wieder besser gehe. In Wirklichkeit aber war mein Zustand so elendig, dass er mir nachhaltig in Erinnerung blieb und ich daraus meine Konsequenzen zog: Eine Dosis Schnupftabak wurde meine erste, einzige und letzte Erfahrung mit Drogen. Als meine Lehrer von dem Zwischenfall hörten, ließen sie mich ein spontanes Referat über: »Keine Macht den Drogen« halten. Ich war sehr überzeugend.

Obwohl ich mich gegen den Kampfsport entschieden hatte, bewunderte ich nach wie vor diese Kämpfer auf leisen Sohlen, wie sie ihre Körper beherrschen und mit höchster Konzentration auf jede unvorhergesehene Situation blitzschnell reagieren können. Doch nicht nur die Kämpfer faszinierten mich,

sondern auch ihre Waffen, und so legte ich mir nach und nach eine ansehnliche Sammlung zu. Aus heutiger Sicht würde man meinen Eltern wohl großen Leichtsinn vorwerfen, dass sie mein Hobby duldeten, aber damals gab es noch keine Amok-Läufe an Schulen mit der entsprechenden Medienberichterstattung, außerdem war ich auch nicht auffällig aggressiv oder von irgendwelchen Verschwörungsgedanken getrieben. Mir ging es bei meiner Waffenliebe vor allem um Beherrschung und Kunst. Bruce Lee war darin für mich nach wie vor ein großes Vorbild. Ich lernte über die Jahre mit Tschakos – zwei Holzstücke, die mit einer Kette verbunden sind – umzugehen. Um mich jederzeit mit dieser Waffe verteidigen zu können, musste ich sie so schnell wie möglich um meinen Körper wirbeln können. Ein nicht ganz ungefährliches Unterfangen. Jeder Fehler, jede unkontrollierte Bewegung brachte die angeketteten Holzstücke dazu, mir schmerzvolle Schläge zu versetzen und mich selbst für diese Unachtsamkeit zu bestrafen. Ich besaß Ninjasterne, Pfeil und Bogen, ein Butterfly-Messer und ein Blasrohr mit provisorisch gebastelten Pfeilen. Unser Keller diente mir als Übungsraum und Kampfarena, hier probte ich den Umgang mit den Wurfklingen und versuchte die Pfeile und Messer in die hohe Punktzahl meiner Dartscheibe zu platzieren. Damit keine Störenfriede, die hier Wäsche waschen wollten, in die Schusslinie kamen, sicherte ich mein Refugium mit Warnschildern ab, auf denen wie bei Bodensprengarbeiten auf einer Baustelle »Danger« stand. Hatte ich aber meinen Kampfanzug, bestehend aus einer schwarzen Jogginghose und einem schwarzen T-Shirt, an, bekam mich niemand zu Gesicht. Meine Aufgabe bestand darin, mich unsichtbar zu machen, meine Schritte waren lautlos, mein Atem war nicht zu hören, mein Puls und Herzschlag ruhig. Ein besonders gutes Objekt für meine Undercover-Aktionen war meine Oma. Wenn sie in den Keller kam, schlich ich mich ganz nah an sie heran, so nah, dass sie mich jederzeit hätte berühren können. Ich folgte

lautlos ihren Schritten, beobachtete sie aus unterschiedlichen Verstecken und ließ sie auch meist wieder aus dem Keller, ohne dass ich mich zu erkennen gab. Mein größtes Ziel war es, die Kontrolle über die Situation zu behalten und nicht bemerkt zu werden. Bei Gelegenheit machte ich mir aber einen Spaß daraus und sprang, kurz bevor sie die Kellertür erreicht hatte, aus meinem Beobachtungsversteck. Die Großmut meiner Oma kannte wirklich keine Grenzen. Zwar erschrak sie sehr, nahm mich aber gleich drauf wieder lachend und verzeihend in die Arme.

Ein Samurai-Schwert hatte eine besondere Bedeutung für mich. Ich hatte es in der Auslage eines Waffengeschäfts entdeckt, als ich mit meiner Oma einmal sonntags durch die Stadt schlenderte. Ich war augenblicklich elektrisiert und drängte meine Oma, mir dieses schöne Schwert doch zu kaufen. »Nein, ich finde nicht, dass so etwas in Kinderhände gehört, außerdem könnte ich mir davon zirka siebzehn Schürzen kaufen«, war die klare und verantwortungsbewusste Antwort von Omili. Ich dachte empört, dass ich, was die Waffenkunst betraf, kein Kind mehr war, und sah darüber hinaus auch keinen Zusammenhang zwischen Schürzen und Schwertern. Schon einige Zeit war ich davon überzeugt, an einem Punkt angekommen zu sein, an dem ich neue Herausforderungen benötigte. Da mir Oma ihre Unterstützung aber auch weiterhin versagte, beschloss ich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Knapp zwei Jahre lang sparte ich all mein Taschengeld, verzichtete auf Kinobesuche und Videospiele, bis ich das Geld zusammenhatte. »Komm, wir haben etwas zu besorgen«, sagte ich eines Tages zu meiner Oma. In der Zwischenzeit war ich immer wieder zu dem Laden gegangen, um mich zu überzeugen, dass das Schwert noch da war. Die Dekoration hatte sich verändert, doch das Samurai-Schwert blieb in seiner Ecke, so als würde es nur auf mich warten.

»Willst du dieses viele Geld wirklich für solch einen Unsinn ausgeben?«, war der schwache Versuch meiner Oma, mich noch von meinem Vorhaben abzubringen. Wenig später betrat ich kleiner Pimpf hopsend mit meiner Oma an der Hand den Laden. Ein unscheinbarer alter Mann mit gekrümmtem Rücken und einer auf mich als Kind geheimnisvoll wirkenden Aura bediente uns. Seine Augen funkelten, als ich auf mein Schwert zeigte. Ein Rocker, der neben uns an der Theke stand und sich über eine Pistole informierte, verstummte, als der alte Mann das Schwert aus seiner Schutzhülle zog und es mir überreichte. Eine Szene wie in einem dieser Samurai-Filme: Den Kopf tief, die Augen ehrfürchtig geschlossen, mit einer leichten Verbeugung bekam ich das Schwert auf die dem Himmel zugewandten geöffneten Handflächen gelegt. Es war ein ganz besonderer Augenblick. Danach rollten Unmengen an Kleingeld auf den Tresen, und ich zog erhobenen Hauptes Richtung Heimat.

Das Samurai-Schwert ist die einzige Waffe, die ich heute noch besitze. Es erinnert mich an eine Zeit des geduldigen Wartens und der Vorfreude und daran, dass jedes Ziel erreichbar ist, solange man es nicht aus den Augen verliert und dafür auch Entbehrung in Kauf nimmt. Wenn ein Traum dann in Erfüllung geht, ist das ein magischer Moment.